



Review

Reviewed Work(s): Yiddish and the Creation of Soviet Jewish Culture, 1918-1930 by David Shneer

Review by: Börries Kuzmany

Source: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*, Neue Folge, Bd. 55, H. 1 (2007), pp. 124-125

Published by: Franz Steiner Verlag

Stable URL: <https://www.jstor.org/stable/41051833>

Accessed: 02-09-2019 18:17 UTC

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at <https://about.jstor.org/terms>



JSTOR

Franz Steiner Verlag is collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*

ist, die Abschnitte nicht immer optimal verbunden und sinnvoll postiert sind. Es bleibt der Eindruck einer zwar gründlich erarbeiteten, mitunter auch kurzweilig dargestellten Studie, die aber streckenweise an Unausgegorenheit und Einseitigkeiten leidet.

Immerhin rückt Lenoës hartnäckiger Argumentationsstil ein Phänomen wieder ins Blickfeld, das in den letzten Jahren etwas an den Rand der Stalinismus-Forschung gerückt war: die Tatsache, dass der Stalinismus nicht ohne „social support“ denkbar ist. Bei Lenoës Thema heißt das, dass die Publikationskultur zwar von der obersten Führungsriege konzipiert und kontrolliert wurde, die konkrete, aktive Ausgestaltung jedoch durch die vielen beteiligten Journalisten erfuhr. Ihr Karriere- und Machtstreben, vor allem aber ihre Werte, Erwartungen und Vorstellungen flossen in die Kreierung des neuen Journalismus ebenso ein wie jene ihrer angesprochenen Leserklientel. Die schreibende und lesende proletarische Gesellschaft konnte zwar nichts ausrichten, wenn sie gegen die erklärten Ziele der politischen Führung stand; im allgemeinen Rahmen übereinstimmender Anliegen entfaltete sie jedoch durchaus prägende Kraft. Man kann Lenoës Buch auch als Plädoyer für eine zwar gelenkte und beherrschte, aber gleichzeitig aktive neue sowjetische Gesellschaft in den Anfängen der Stalin-Zeit lesen.

Matthias Stadelmann, Erlangen-Nürnberg

DAVID SHNEER *Yiddish and the Creation of Soviet Jewish Culture, 1918–1930*. Cambridge University Press Cambridge 2004. IX, 300 S., Abb.

Shneer zeigt in seinem auf russische und ukrainische Archive sowie jiddische Zeitungen gestützten Buch schlüssig den ambivalenten und pragmatischen Zugang der jüdisch-kommunistischen Kulturaktivisten als auch der staatlichen Minderheitenpolitik zum Projekt der Schaffung einer sowjet-jüdischen Identität in den zwanziger und dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts. Im Gegensatz zum Gros der bisherigen Forschung vermeidet er bewusst, das tragische Schicksal der jüdischen Bevölkerung während des Zweiten Weltkriegs, aber auch jenes der jüdischen Kultur in der Sowjetunion nach 1945 in seine Beurteilung der zwanziger Jahre einfließen zu lassen. Völlig zu Recht weist er darauf hin, dass „Tragödie eine narrative Option“ sei, die zum Verständnis der zwanziger Jahre wenig beitragen könne.

Die beiden ersten Kapitel erläutern die einigende Rolle der jiddischen Sprache für die sowjet-jüdische *intelligencija*, denn Abstammung allein oder Parteizugehörigkeit waren nicht die entscheidenden Beweggründe. Das 1918 entstandene jüdische Kommissariat und später die *evsekicja* versuchten, eine Führungsrolle und Deutungshoheit in allen Bereichen der sowjet-jüdischen Kultur, sowohl gegenüber konkurrierenden jüdischen politischen Ideen als auch gegenüber dem Gesamtstaat zu erlangen, was ihnen im Laufe der zwanziger Jahre auch gelang. Erst mit den schleichenden Veränderungen in der sowjetischen Minderheitenpolitik nach Stalins Machtfestigung verlor die sowjet-jüdische *intelligencija* ihre Handlungsautonomie im Kulturbereich. Das dritte Kapitel widmet Shneer der zentralen Position der Sprache für die Kulturarbeit. Er streicht heraus, dass die Rechtsschreibereformen des Jiddischen in der Sowjetunion 1918 und 1920 sowie die endgültige Standardisierung 1928 nicht von übergeordneten sowjetischen Sprachplanern ausgingen, sondern von namhaften jüdischen Linguisten, die wiederum auf vorrevolutionäre Überlegungen rekurrierten.

Der vielleicht gelungenste, vierte Teil beschreibt die sowjet-jüdische Publizistik. Shneer behandelt eingehend den „Emes“, die wichtigste, 1918–1938 in Moskau herausgegebene jiddische Tageszeitung und weist auch auf die Konkurrenzsituation mit den in Kiew und Minsk erscheinenden Republikzeitungen hin. Der 1923 gegründete Emes-Verlag erlaubte es, die jiddische Zeitungs- und Literaturproduktion von gesamtstaatlichen Verlegern unabhängig zu machen, und ermöglichte jene breite Autonomie, auf Grund welcher die sowjet-jüdische Kulturproduktion sowohl quantitativ als auch qualitativ eine Sonderstellung unter den Minderheiten in der Sowjetunion einnahm.

Die letzten beiden Kapitel widmen sich der Literatur als einem wesentlichen Bestandteil des sowjet-jüdischen Kulturlebens. Staatlich geförderte Literaturzeitschriften wie „ejgns“ und „štom“ waren wichtige Wegbereiter der modernen jiddischen Literatur. Gegen Ende der zwanziger Jahre begann sich die jiddische Literatur in der Sowjetunion immer stärker zu proletarisieren, und der literarische Stil der ersten nachrevolutionären Jahre wurde zunehmend als reaktionär gebrandmarkt – interessanterweise von Autoren, die dieser Richtung einst selbst angehörten. Um 1930 hatte die sowjetische jiddische Literatur also bereits eine eigene sowjet-

jüdische Vergangenheit. Diesen Radikalisierungsprozess illustriert Shneer anhand der Schtetlyryk des bedeutenden Dichters Izi Charik. Er steht beispielhaft für die sowjet-jüdische *intelligencija*, die zwar nur eine vage Vorstellung davon hatte, wie eine jüdische Zukunft in der Sowjetunion aussehen könnte bzw. aussehen sollte, die für die Gegenwart jedoch keinerlei Zweifel an der Notwendigkeit jüdischer Kulturarbeit hatte und darin auch keinerlei Widerspruch zum sozialistischen Aufbau sah.

Es wäre vielleicht angemessener gewesen, wenn im Text jiddische Zeitungen nicht in englischer Übersetzung, sondern durchgehend und einheitlich in Transkription wiedergegeben worden wären. Zwei wichtige Bereiche der sowjet-jüdischen Aufbauarbeit lässt Shneer gänzlich unberücksichtigt oder streift sie nur: Landwirtschaftskolonien und jiddische Schulen. Gerade letzteres ist bedauernd wert, da der Bildungsbereich ein äußerst wichtiger Austragungsort der Sprachendebatte war. Allerdings böten beide Themen ausreichend Stoff für eigene Monografien. Für Forscher, die sich mit der Geschichte der Juden in der Sowjetunion oder allgemein mit der sowjetischen Nationalitätenpolitik der zwanziger Jahre beschäftigen, führt an Shneers Buch kein Weg vorbei.

Börries Kuzmany, Wien

JANINA URUSSOWA *Das Neue Moskau. Die Stadt der Sowjets im Film 1917–1941*. Böhlau Verlag Köln, Weimar, Wien 2004. 450 S., Abb.

Ein gutes Buch zu lesen, ist ein Vergnügen; einen guten Film sich anzusehen, ebenfalls. Aber wenn beides zusammenkommt, dann ist es ein richtiges Ereignis. Janina Urussowas Buch „Das Neue Moskau. Die Stadt der Sowjets im Film 1917–1941“, hervorgegangen aus einer am Institut für empirische Kulturwissenschaft in Tübingen vorgelegten Dissertation, bringt beides zusammen: Es führt in einem aufwendig illustrierten, von dem russischen Grafiker Aleksej Pelevin gestalteten Band gut 30 Jahre sowjetische Filmgeschichte vor, und es liefert zugleich die Analyse der laufenden, aber im Buch gleichsam angehaltenen Bilder. Das ist ein schönes Blättern und Lesen. Man gleitet auf der Bildleiste entlang, nimmt die dazu verfertigten Kommentare zur Kenntnis und macht sich so ein Bild von dem Bild, das die sowjetische Kinematographie sich selbst von der neuen Hauptstadt bzw. genereller: von der sowjetischen Stadt gemacht hatte. Diese Leseerfahrung, die zugleich

eine Seherfahrung ist, ist einer Reise per Zug oder Schiff nicht unähnlich. Der Gegenstand – die Landschaft, die Stadt, die Geschichte – gleiten an einem vorbei, ohne dass man sich selbst vom Ort fortbewegen müßte. Der Rez. agiert damit auch in einer Doppelrolle: Er hat sich ein Urteil zu bilden über die Bilder, die auf die Bühne kommen, und über die Texte, die ihnen zur Seite gestellt sind. Was die Bilder betrifft: Zwar gibt es schon lange das Sujet „Die Stadt im Film“, von „Metropolis“ bis „Bladerunner“, zwar gibt es schon lange eine ausführliche, vielleicht sogar ausufernde Literatur zum sowjetischen Film, aber auf die Idee, die verfilmte und filmgewordene Stadt, in erster Linie Moskau, quellenmäßig zu erschließen und einer Analyse zugänglich zu machen, war seltsamerweise noch niemand gekommen. Das hat etwas mit der Betriebsblindheit der historischen Zunft zu tun, die lange gebraucht hat, bis sie sich zu der Erkenntnis durchgerungen hat, dass Quellen sehr vielgestaltig sein können: Gegenstände des Alltags, Architekturen, Grundrisse, und eben Filme. Kein Zufall, dass die Arbeit aus der empirischen Kulturwissenschaft Tübinger Provenienz kommt.

Das erste Verdienst der Autorin ist daher die Sichtung und Erschließung eines bisher für die historische Analyse übersehenen Blocks von Quellen. In den einschlägigen Archiven – Gosfilmofond, Münchener Stadtmuseum, Staatliches Film- und Foto-Archiv in St. Petersburg und Moskau, Staatliches Filmmuseum Moskau – ist sie mithilfe der dortigen Archivare fündig geworden und hat so wohl auch regelrechte materiale Entdeckungen gemacht. Wer der Darbietung des Materials folgt, stellt sehr rasch fest, dass hier ein Bilderfund von größter Aussagekraft über das real-existierende, aber mit der Zeit untergegangene Moskau vorliegt (jenseits aller inszenatorischen Absicht von Kameraführung, Regie usw.). Einleuchtend, um nicht zu sagen: zwingend, ist auch der Aufbau der Arbeit: Bilder von der Stadt, d.h. insbesondere von ihrer gebauten Gestalt, von der Architektur also, als „Chronik in Stein“ (N. Gogol') aufgefasst, wird die sowjetische Geschichte entlang der Bilder, die das sowjetische Kino sich von der Stadt zwischen 1917 und 1947 gemacht hat, erzählt. Die Periodisierung ist ganz unspektakulär und konventionell. Einer knappen Einleitung mit Gedanken zum russischen Stadtbegriff folgen dann die üblichen Etappen: Bürgerkrieg, NÉP, Kollektivierung und Industrialisierung, Umgestaltung Moskaus im Generalplan, Mos-